

"Kais Stärndli schickt e Häiteri" : zum 100. Todestag von Paul Haller

Autor(en): **Stähli, Fridolin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Brugger Neujaarsblätter**

Band (Jahr): **130 (2020)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-900759>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Kais Stärndli schickt e Häiteri» Zum 100. Todestag von Paul Haller

Text Fridolin Stähli

Albin Zollinger hat in einem posthum veröffentlichten Aufsatz den Aargau als «dunkeläugigen Kanton» bezeichnet. Die «grosse Dichtung», schreibt er, blicke «dunkeläugig aus vereinzelt Männern, die hier in der Tiefe der Stille, aus der Not des Lebens und des inneren Daseins schrieben». Zollinger denkt an den Erzieher Heinrich Pestalozzi, den genialischen Immigranten Heinrich Zschokke, den rebellischen Augustin Keller und den Dichter Paul Haller.

Dessen Mundartepos «S Juramareili» zählt er zu den «Ewigkeitswerten der Volkspoesie» und stellt Hallers Gesamtwerk in eine Reihe mit Johan Peter Hebel und Ulrich Bräker. Ich vermute, dass Zollinger das Bild der dunklen Augen direkt aus Paul Hallers Werk entlehnt hat. Genauer: aus Paul Hallers schönstem Mundartgedicht «Z Nacht», erstmals veröffentlicht in den Brugger Neujahrsblättern 1914, später im Gedichtband von 1922 abgedruckt, herausgegeben von seinem jüngeren Bruder Erwin, verlegt bei Sauerländer Aarau.

Wer könnte diese wunderbar klingenden, unendlich traurigen, wahren Verse je vergessen, der sie einmal gehört hat:

Schwarz gropet d Nacht de Aare noh,
Kais Stärndli schickt e Häiteri.
S mues jeden ainischt s Läbe loh
Und usem Liecht a d Feischteri:

Hütt isch es glych au gar so still,
Ke Gäisle ghörscht, ke Ysebah!
Was äine spinnt und wärche wil,
De Fade mues es Ändi ha.

Lys ruschets a dr Äich verby
Bis änevör, a d Chloschterwog.
Und mues s den ainischt gstorbe sy,
Gottlob! Me chunt us mänger Plog.

Lueg, s lauft es Liechtli usem Hus,
Und übers Wasser tanzt en Schy.
Goht äin uf Freud und Liebi us,
Z Tratz mues er rächt eläigge sy.

Los doch und lueg, wi s Wasser schüsst
Durab, durab, s chunt nümme z rugg.
Probiers, wenn alles nidsi flüsst,
Öb d obsi magscht bis under d Brugg!

Und was dr Chrüz und Chumber macht,
Chum zue mr, stand as Wasser a.
Es isch mr, s häig no nie ke Nacht
So dunkelschwarzü Auge gha.



Hansjörg Schneider und mit ihm alle Aargauer Schriftstellerinnen und Schriftsteller, die das Gedicht kennen, lieben es. Schneider wörtlich darüber im Vorwort in der Neuauflage der Haller-Werke «So dunkelschwarzi Auge» (2007):

«Darin tauchen, zum lyrischen Kunstwerk gebündelt, Hallers wichtigste Themen auf: Dass es nichts bringt, gegen den Fluss schwimmen zu wollen. Dass der, der Liebe sucht, z”Trotz keine Liebe findet. Die Schwermut, die das untere Aaretal einhüllt wie Nebel im November. Die Natur- und Wassererotik, die verführerisch aus der Aare murmelt.»

Das Mundartgedicht «Z Nacht» ist für Hermann Burger, wie er in einem Aufsatz über Haller in den Bruggger Neujahrsblättern schreibt, «das schönste Fluss-Gedicht». Burger schreibt über Haller in Zusammenhang mit diesem Gedicht von Schwermut, Todesmahnung und der Schwerkraft des Unbewussten; er erwähnt das mütterliche Erbe der Depressionen und die bis zum Freitod sich verschärfende Krankheit, der beide ausgeliefert waren. Burger fühlt zu Paul Haller wesensverwandte Nähe, er nimmt Anteil an dessen Schicksal, vielleicht sein eigenes ahnend.

Es überrascht nicht, dass der dichtende Kirchberger Idylliker die Erstausgabe der Gedichte von Haller «unter dem Ausbildungskursus für



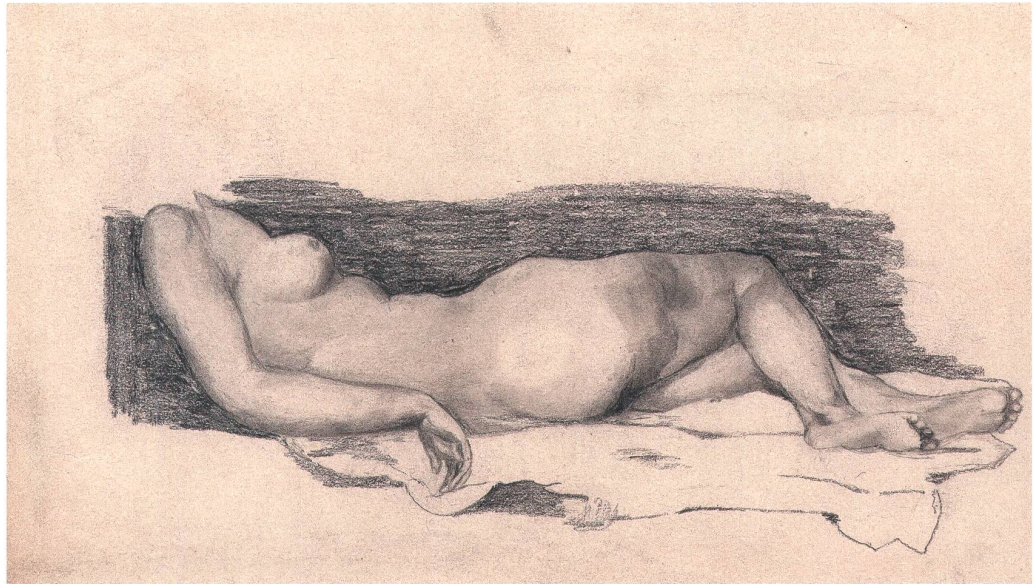
praktische Lebenskunst» gefunden haben will, verweist doch diese Aussage auf Hallers und Burgers Mangel an praktischem Lebensverständnis. Gewiss sehnten sich beide nach Normalität; doch nicht die praktische Lebenskunst war ihre Stärke: Burger suchte das Besondere im Artistischen, Haller sehnte sich nach der Wahrheit im Seelischen – beiden blieb die Dichtkunst das Wichtigste bis zum Tod.

Paul Haller wurde am 13. Juli 1882 in Rein bei Brugg geboren. Als Pfarrerssohn wuchs er mit seinen Geschwistern Adolf, Marie und Erwin in Rein in einem der schönst gelegenen Pfarrhäuser des Kantons auf. Nach Osten fällt der Blick auf die rauschende Aare und das Wasserschloss, im Rücken des Hauses liegt freies Feld, abgegrenzt durch den markanten Geissberg; nach Norden, über das Aaretal hinaus, grüssen die fernen Hügel des Schwarzwaldes. Dieser doppelte Blick hat den jungen Haller tief geprägt: Jura und Aare haben es ihm zeit seines Lebens angetan, wiewohl ihn später auch die Bündner Schneeberge anzogen. Vor dem heimatlichen Pfarrhaus soll er oft in der Dämmerung gesessen und der vorbeirauschenden Aare gelauscht haben, schreibt sein jüngerer Bruder Erwin, der sein engster Vertrauter war und später sein Werk betreute und herausgab.

Bootsfahrt auf dem Zürichsee, Paul Haller stehend (Wettinger Zeit 1916 – 1920)

Paul Haller (rechts) und sein jüngerer Bruder Erwin (1904/05)

Weiblicher Akt,
gezeichnet von Paul Haller,
11.11.1918



Durch Zweifel und Einsamkeit geplagt und gezeichnet

Seit seiner Kindheit schreibt Paul Haller. Seine Muse ist die fünf Jahre ältere Schwester, der er als 14-jähriger Bezirksschüler in einem hübschen Gedicht verrät, dass er der «Wasserdichter» genannt werde.

Nach der Bezirksschule in Brugg besuchte Paul Haller von 1898 bis 1902 die Kantonsschule Aarau. Anschliessend studierte er Theologie in Basel, Marburg a.d.L., Berlin und Zürich. Im Herbst 1906 wurde Paul Haller zum Pfarrer auf Kirchberg bei Aarau gewählt. Durch Zweifel geplagt, gab er sein Amt auf, widmete sich ab 1910 in Zürich dem Studium der deutschen Sprache und Literatur, der Geschichte, der Pädagogik und der Psychologie. Während dieser zweiten Studienzeit lebte er bei seiner verwitweten Mutter am Guggelgässli in Brugg. Er schloss 1913 mit der Dissertation über Johann Heinrich Pestalozzi bei Adolf Frey ab. Anschliessend unterrichtete er bis zum Sommer 1916 an der evangelischen Lehranstalt in Schiers, danach war er, mit Unterbrüchen wegen psychischen Problemen, am Aargauischen Lehrerseminar in Wettingen als Geschichts- und Deutschlehrer tätig. Während dieser persönlich sehr schwierigen Zeit lebte er in der Stadt Zürich und verweigerte sich dem Ortswechsel in den Kanton Aargau.

Anhaltende Depressionen liessen ihn Hilfe bei C.G. Jung und anderen Psychotherapeuten in Zürich suchen. Vergeblich. Die Analyse scheiterte, zum Schluss muss er sich verloren und verraten gefühlt haben.

Die letzten Briefe an Erwin zeigen die Ausweglosigkeit. Er stand verzweifelt, einsam und allein da. Die inneren zerstörerischen Mächte und Gedanken hatten endgültig überhandgenommen.

Einen Tag vor seinem Freitod soll Paul Haller noch auf dem Aaresteg von Vogelsang-Lauffohr angetroffen worden sein, von wo aus die Kirche von Rein besonders gut sichtbar ist. In der darauffolgenden Nacht muss ihn seine letzte Not gepackt und der Unglückliche seinen tödlichen Entschluss gefasst haben.

Am 10. März 1920 beendete er – noch nicht 38-jährig – in Zürich in seinem Zimmer sein Leben. War ihm auf Erden nicht zu helfen? Mit den Schülern hat er in den letzten Wochen vor dem Tod laut seinem Bruder Erwin mit Vorliebe die Werke Heinrich Kleists gelesen.

«Es weht ein Geist, der rastet nie,
Schwingt jauchzend sich von Stern zu Stern
Und feiert selbst im Himmel nicht.
Denn Leben heisst: *Unendlichkeit!*»



Paul Haller am Schreibtisch
(Wettinger Zeit 1916–1920)

Im Buch «Der Aargau liegt am Meer. Ein Streifzug durch seine Literaturlandschaften» haben Peter Gros und ich den Dichter Paul Haller 2003 als «Urvater der Aargauer Literatur» bezeichnet. Fast alle Aargauer Autoren haben auf ihn Bezug genommen: Erika Burkart, Hermann Burger, Hansjörg Schneider, Christian Haller, Andreas Neeser. Sie zitieren ihn, sie interpretieren ihn, sie haben von ihm gelernt – und das Wichtigste: Sie lieben ihn.

Wer Haller liest und mit ihm lebt, liebt nicht nur seine Figuren und seine Sprache – er leidet auch mit dem Menschen Paul Haller.

Der arme Paul Haller.

Gescheitert als reformierter Pfarrer; gescheitert als Liebhaber, weil ihm seine strengen moralischen Vorstellungen und erotischen Träume im Wege standen, dazu kamen seine Selbstzweifel, sein vermindertes Selbstwertgefühl, seine Introvertiertheit, seine Schwermut; gescheitert letztlich auch als Dichter, der zu Lebzeiten wenig Anerkennung bekam und den sicheren Ton im lyrischen Ausdruck nach seiner Wende zur hochdeutschen Sprache letztlich nicht fand.

Der unglückliche Paul Haller.

Ein ewig Suchender.

«Ich auf des Traumes Flügeln suche mir
Das Reich der Liebe und der Menschlichkeit.»

Zweifler in Glaubensfragen, Zweifler in Liebesfragen, Zweifler in Kunstfragen.

«Der Wahrheit hier wie dort und beides Trug,
Das Rätsel löst auf Erden dir kein Weiser.»

Im Prolog des Epos «S Juramareili», wo erzählt wird, wie Anneli und die ältere Schwester Marei an der Aare im letzten milden Abendlicht spielen und sich gegenseitig mit Wasser anspritzen, dann nach Hause gehen und vor der Hütte sitzend das Einnachten beobachten, taucht unvermittelt aus dem narrativen Fluss der Verse ein reflexiver Satz auf, der das Dichten thematisiert und schlagartig auf den Autor selbst verweist:

«[...] und eusi zweu
Sind vor dr Hütte no uf s Stägli ghocket,
Wo s chüel gsi ischt und wo me d Aare gseht,
Und wo me dichte chönnt, wen s äin verstiehd.»

«Und wo me dichte chönnt, wen s äin verstiehd»: Was ist das für ein Satz, der da aus dem Versrahmen fällt? Und wer spricht da überhaupt? Und warum dieser Konjunktiv? Haller hat es ja gekonnt. Auf jeden Fall nach seiner Zeit als Pfarrer auf Kirchberg, genauer im Jahre 1911, wo das *Juramareili* entstanden ist, gelangen ihm 1700 wunderbare Blankverse in klingender Bruggener Mundart. Dazu einige der schönsten Mundart-

gedichte, die je in der Schweiz geschrieben worden sind, und fünf Jahre später das Mundartdrama «Marie und Robert».

Gegenstandsfreude und Bilderlust

Woher hatte er plötzlich diese Sprache? Entscheidender aber die Frage: Warum vertraute er nicht ganz und gar der Mundart und schrieb weitere Werke in diesem Ton? Wir wissen, dass er mit seinen sozialen Themen – Fabrikarbeit, Streik, Trunksucht, Armut und Krankheit – mit der Volkssprache auch dem Volk nahe sein wollte, und mit den Menschen der Landschaft. In seiner Dissertation über Pestalozzi schreibt er: «Denn in der Volkssprache lebt eine Unmittelbarkeit, eine Gegenstandsfreude und Bilderlust, an der die Schriftsprache sich immer wieder erneuern muss, wenn sie selbst lebendig bleiben will. Pestalozzi lässt seine Menschen halb schriftdeutsch, halb in Mundart reden, denn nur die Worte sind übersetzt, während die Satzbildung mundartlich und der Gedankengang immer im Anschauungskreis des Volkes bleibt.»

Hansjörg Schneider vermutet in seiner Autobiografie «Kind der Aare», Haller habe die Mundart gewählt, weil er sich klein machen wollte, schliesslich sei es ja noch erlaubt, die eigene Mundart für die eigenen Leute öffentlich zu gebrauchen. Diese Bescheidenheit habe ihn dann gross gemacht. Aber eben, nur gross in einer engeren Sprachgemeinschaft. Und es ist heute noch so, dass Mundart zwar gerne gehört, aber kaum gelesen wird.

Paul Haller muss sein Leben oft zwiespältig empfunden haben: Er war ein gehorsamer Sohn und hatte eine gute Beziehung zu seinen Geschwistern; er war ein pflichtgetreuer Pfarrer und guter Seelsorger seiner Gemeinde auf dem Kirchberg; er war ein begabter Lehrer und war mit seinen Schülern verbunden – trotzdem fühlte sich Paul Haller oft einsam und unverstanden und haderte mit seinem Schicksal. Stets von Zweifeln geplagt, gegen Ende des Lebens körperlich und geistig erschöpft, innerlich gespalten und fremd. Nah am Wasser, aber nicht nah am Leben – nah am Tod.

Im Oktober 1917 schreibt er an seinen vertrauten Bruder Erwin: «Zwei Dinge lasten seit Langem auf meiner Seele: das sexuelle Problem, Einsamkeit und andererseits die Berufsfrage. Bevor ich in diesen Dingen nicht endlich eine Lösung habe, werde ich kaum völlig gesund werden.» Davon berichtet er im selben Monat auch seiner Mutter, wenn auch nicht in dieser offenen Form. Und am 18. Januar 1918 schreibt er aus seiner eben neu bezogenen Wohnung in Zürich an der Bolleystrasse 30 an Erwin: «In mir ist die Frage noch nicht entschieden, ob ich nicht ganz zur Schriftstellerei übergehen soll.» In diesen Monaten liegt er mit der Wettinger Seminar-Kommission in einem bösen Streit, wegen seines Pensums als Geschichts- und Deutschlehrer. Ihm wird von der Schuldirektion verwehrt, die Deutschklassen bis zum Patent zu führen, was ihn einerseits kränkt, andererseits aber auch vom Seminar unabhängiger macht.

Es folgen weitere Rückschläge: Der Tod seiner geliebten Mutter am 22. September 1918 macht ihn wochenlang krank und arbeitsunfähig; die Drohung der Seminardirektion, in der Nähe des Arbeitsortes wohnen zu müssen, bereitet ihm grosse Sorgen: Im Verlauf seiner Psychoanalyse bei C. G. Jung und anderen Ärzten erlebt er immer wieder Tiefschläge. Paul Haller glaubt allerdings bis zu seinem Tod, dass ihn die Analyse heilen wird. Er versucht, auch seinen Bruder davon zu überzeugen, und rät ihm, sofort nach Zürich zu kommen und mit der Analyse zu beginnen. Seine Diagnose im Dezember 1918 lautet: «Wir sind durch den Geist unserer Erziehung gehemmt, im Grunde sind wir gesund und stark.» Ziemlich genau ein Jahr später schreibt er an Erwin: «Seit zwei Monaten habe ich jetzt in einem oft fürchterlichen Zustand gelebt. Diese Zeit liegt wie ein Traum hinter mir, ich vergesse sehr viel davon, weil ich eben im Unbewussten lebte. Meine naive Auffassung der Analyse habe ich damit überwunden ...» Nicht überwunden sind seine seelischen Nöte. Die einst geäusserten Selbstmordgedanken aber seien überwunden, schreibt er am 31. Januar 1920: «Wegen Todesgedanken brauchst Du nicht mehr Angst zu haben; das hat sich ausgelebt. Seit Herbst waren sie immer da bis nach Neujahr.»

Sehnet grefet d' Nacht in Aare unch,
Kain Händli schiedet e Händli.
I siner jeten äinist s Lobe lob
und unser. Lindt a d' Feistern:

Hilt nit er glych an ja so still,
Ke Gäiste ghüst, ke Gsebat!
Was äine spüent s wärche nit,
De Fate siner er äin di ka.

Lys rundets a In Aich vrbey
Bin äine äin, a d' Klosterweg.
Und wurdet's den äinist gubarte sy,
Gottlob! me chunt us in änger Flag.

Lug, s Aeffler Liechli unser Hus,
und thus wam kumbt er lay.
Gott äin uf Freud s Liebi us,
d' Trats siner er raist eläigge sy.

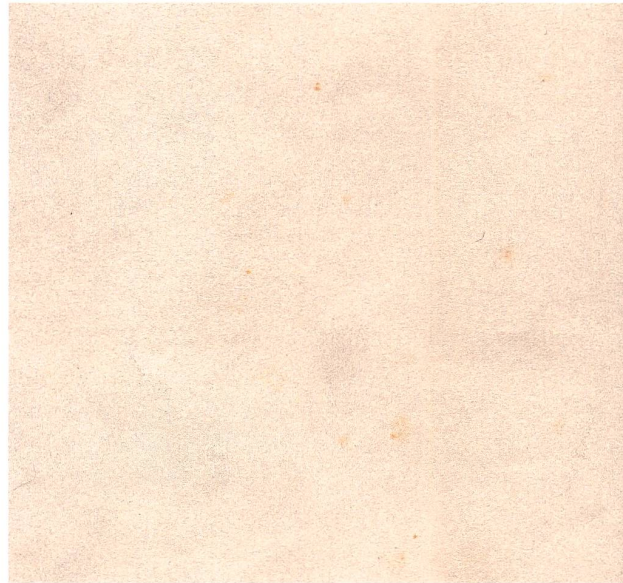
He Lay d' Bluggi s' Wam äinist
durab, durab, s chunt siner d' rugg.
Prohiber, wenn alle nit si flüent,
Ab' äin maget bin unia d' Brugg!

Und was In Äpfler s' Lumber maist,
Chun d' äin, stand as Wasser a.
Es nit un, s käng nit güt e maist
He. Stürkblühneri Änge gha.

27.-30. I. 13

2' Nacht
2' Nacht
3' Nacht
höher

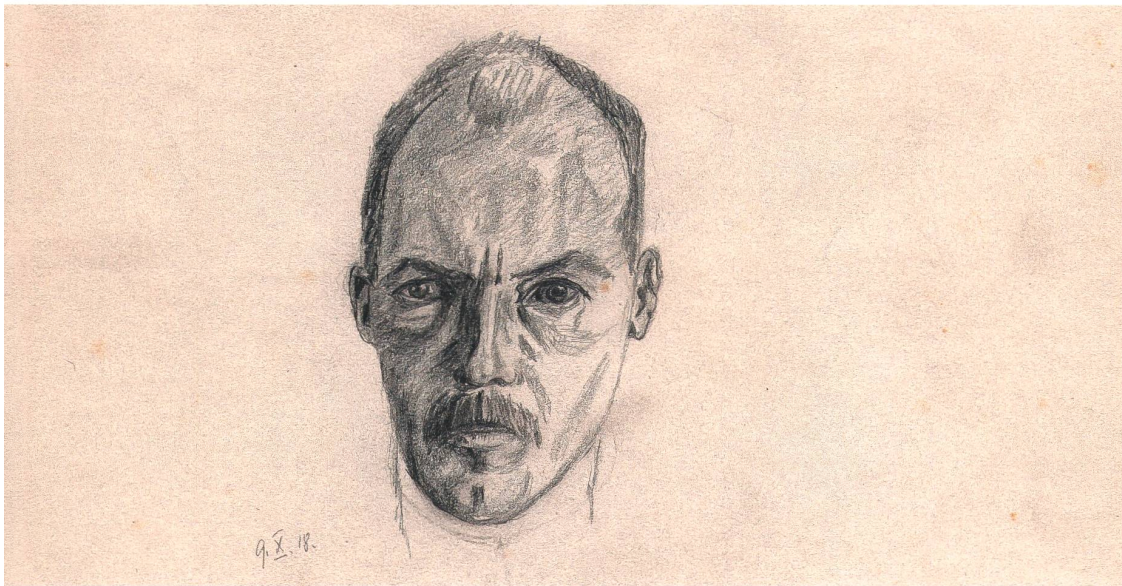
Selbstportrait, 9.10.1918



Doch zwei Monate später ist er am Ende seiner Kräfte. Er schreibt kurz vor seinem Tod am 10. März 1920 einen Abschiedsbrief an seinen Bruder Erwin (undatiert, unveröffentlicht): «Ich kann Dir nicht viel schreiben über die traurige Sache. Ich bin aus dem Loch nicht mehr herausgekommen. Das heisst, dass ich meinen Trieb [Anm. von Erwin Haller in einem Durchschlag: «Trieb im weiteren Sinne von Lebenstrieb»] nie würde leben können, & auch nicht mehr dichten. Ihr müsst nicht etwa bei Dr. Pflirter eine Schuld suchen. Er hat mit mir sehr ernst & gut gearbeitet, aber ich war schon in einem sehr schlimmen Zustand, als ich zu ihm kam. Ich glaube nicht, dass Du es verstehen würdest, wenn ich Dir noch mehr dazu sagte.» Und an die Geschwister schreibt er am 8. März: «Ich bin psychisch unheilbar krank, in dem Sinne, dass ich nie eine Familie gründen und als Mann leben könnte. Auch zum poetischen Schaffen würde ich nie mehr kommen. Darauf aber hatte ich meine ganze Lebenshoffnung gesetzt.» Er weiss, dass die Geschwister das nicht verstehen können; denn ins Innerste eines Menschen kann in einem solchen Moment niemand blicken. Und Paul Haller ist in diesem Moment ohnmächtig, dieses Innerste zu offenbaren. Dass er selbst auf die Dichtung nicht mehr vertraut, ist tragisch; denn sie war ihm in Krisenzeiten stets ein Rettungsschimmer.

Eine andere Tragik zeigt sich in den Frauenfiguren seiner beiden grossen Werke, wobei sich die zwei Ebenen – seine biografische Ohnmacht und sein Freitod und die literarische Konzeption mit der Signatur des Todes am Schluss der Werke – nicht wechselseitig bedingen oder erklären lassen. Haller konfrontiert seine beiden starken Mareien – im Epos wie im Drama haben sie denselben Vornamen – mit schwachen Männern, sodass auch die Frauen am Schluss sterben müssen beziehungsweise geopfert werden. Die Leser sind darüber bestürzt. Einzige Hoffnung und einzige Überlebende im *Juramareili* ist die jüngere Schwester von Marei, s Anneli; und in «Marie und Robert» sind es vielleicht die beiden unschuldigen Kinder Miggi und Berteli, die Hoffnung wecken.

Bei aller Tragik des Geschehens und der ins Unglück und in den Tod stürzenden Figuren gibt es für den Leser einen heilsamen Trost: Paul Hallers Sprache. Im *Juramareili* ist sie vollkommen – ich auf jeden Fall kenne keine schöneren Blankverse, die in unserer Mundart je geschrieben worden wären. Viele kennen die Anfangsverse des Epos, das Haller sein «Jurachind» genannt hat:



S het einischt ame lange Summersundig
 Am Himel no kes Stärndli vüre welle,
 Und d Sunne het si wines sperzigs Chind,
 Wo nid is Bett wil, gwehrt für under d Wält
 Und het di letschte Seck voll Gold und Silber
 Mit flingge Händen über d Matte gschüttet.

Paul Haller starb vor 100 Jahren, aber seine Sprache lebt. Paul Hallers Werk wird unvergessen bleiben, denn der Brugger Dichter ist ein grosser Schweizer Dichter. Seine bedeutendsten Werke, in Brugger Mundart geschrieben, erreichen bei ihm durch seine poetische Kraft einen Glanz von einmaliger Schönheit. Eine dunkle Musikalität und ein seelischer Grundton bestimmen Hallers Dichtung, in der sowohl das einstmals karge Leben und der raue Charakter der Leute als auch die weiche, verhaltene Landschaft des Jura zum Ausdruck kommen. Und sein persönliches Leiden und Sehnen. Und sein Schmerz, der an unsere Seele rührt.

I wil nid brieggen, i will nid lache,
 I säg kem Möntsch e kes Wörtli drvo.
 S brucht s niemer z'wüsse und niemer
 z' verrote,
 Und niemer cho z'froge: Wi het s dr to?

I wil s verwurgen, i wil s vergässe,
 Will nüt meh suechen am Jugetfescht.
 Und nie meh as Wasser go übere stuune:
 Aber luege wili, wen d Hochset hescht.

Wenn Sprache es vermag, eine Gegend und ihren Menschenschlag, aber auch den eigenen Schmerz im Kern zu erfassen, so ist das Paul Haller auf wunderbare Art gelungen. Seine Dichtung erfasst – ohne irgendeinen patriotischen Einschlag – das Unverwechselbare des aargauischen Dreistromlandes und des Jura und weist gerade durch seine Tiefe und Empfindsamkeit weit darüber hinaus ins Allgemeine menschlicher Existenz.

Quellen

Paul Haller, **Gesammelte Werke**, Sauerländer 1956

Paul Haller, **So dunkelschwarzi Auge**, Neuausgabe der Werke Baden-Verlag 2007

Paul Haller, **Briefe aus: Gesammelte Werke 1956 und unveröffentlichte Auszüge** (Originale im Staatsarchiv des Kantons Aargau)

Paul Haller 1882 – 1920. **Ein Lebensbild von Erwin Haller**, Sauerländer 1931

Hermann Burger, **Kirchberger Idyllen**, S. Fischer 1980

Hermann Burger, **Versuch über den Dichter Paul Haller**, in: Brugger Neujahrsblätter 1981

Hansjörg Schneider, **Kind der Aare. Autobiographie** Diogenes 2018

Fridolin Stähli; Peter Gros **Der Aargau liegt am Meer. Ein Streifzug durch seine Literaturlandschaften** Ammann 2003

Albin Zollinger, **Der dunkeläugige Kanton** in: A. Z., Werke, Bd. 6, Artemis 1984